

Berichte und Ankündigungen

Gründung des Vereins Frauen & Geschichte Baden-Württemberg e.V.

„Geschlecht - Macht - Arbeit“, unter diesem Titel fand vom 16.-18.9.1994 in Bad Boll eine Tagung zur Frauengeschichte statt, in deren Zentrum auch die Gründung des Vereins „Frauen & Geschichte Baden-Württemberg“ stand. Auf diese Weise sollte die theoretisch-thematische Arbeit mit der Praxis, sprich der aktuellen Situation historisch arbeitender Frauen, verbunden werden.

Ziel des Vereins ist es, die spezifischen Interessen historisch arbeitender Frauen zu vertreten, den Anteil der Frauen in den Arbeitsbereichen der historischen Disziplinen auszuweiten und den wissenschaftlichen Nachwuchs zu fördern. Durch den Verein soll die historische Frauen- und Geschlechterforschung an den wissenschaftlichen und kulturellen Institutionen des Landes verankert werden und historisch arbeitende Frauen des universitären wie des außeruniversitären Bereichs vernetzt werden. Diese Zwecke will der Verein durch regelmäßige Tagungen, politische Öffentlichkeitsarbeit, den Aufbau einer Datenbank historisch arbeitender Frauen in Baden-Württemberg und durch Arbeitskreise unterstützen. Arbeitskreise mit Themen wie z.B. „Museum“, „Lokalgeschichte“, „Von Geschichte leben“, „Nutzung etablierter Verbände“, „Hochschule - Frauen- und Geschlechtergeschichte“ und „Didaktik und Vermittlung“ haben sich neben dem Arbeitskreis „Vorstand, Tagungsvorbereitung und Öffentlichkeitsarbeit“ bereits gebildet.

Adressen zu den Arbeitsgruppen und weitere Informationen sind zu erhalten über die Postadresse des Vereins:

Verein „Frauen & Geschichte“, c/o BAF, Wöhrdstr.25, 72072 Tübingen, Tel.: 07071/369349.
--



„Ich hätte so gerne noch gelebt, geliebt und gearbeitet.“¹

Symposium zum Thema: Frauen zwischen den Republiken.

Eine Veranstaltung der Frauenbeauftragten der Stadt Mannheim vom 28.-29. April 1995.

Astrid Julia Irrgang und Katrin Sonnenschein

„Zu wissen, daß unser Trauma bei Euch gut aufgehoben und dadurch vor Vergessen bewahrt wird, tröstet.“ Diese abschließende Aussage einer älteren Teilnehmerin charakterisierte die Atmosphäre des Symposiums, zu dem die Mannheimer Frauenbeauftragte Ilse Thomas eingeladen hatte. Wissenschaftlerinnen aus den Bereichen Geschichte, Soziologie, Psychologie und Politologie trafen für zwei Tage in Mannheim mit etwa achtzig Zeitzeuginnen zu einem konzentrierten Austausch zusammen.

Dabei ging es nicht darum, die Opfer- oder Täterinnenrolle von Frauen im Nationalsozialismus zu beleuchten, sondern darum, geschlechtsspezifische Beiträge und Verantwortlichkeiten zu untersuchen. Bislang haben Frauen den Nationalsozialismus unzureichend als ihr „negatives Eigentum“² anerkannt. Er konnte von der historischen Frauenforschung als patriarchales System verstanden werden, in dem weibliche Täterschaft im Handlungskollektiv immer abhängige Täterschaft war.

Zu leicht wurde damit ein Weg eröffnet, sich als Frau vom Faschismus zu distanzieren. Deshalb verwies Dr. Claudia Bernardoni in ihrem Eingangsvortrag darauf, daß jede Auseinandersetzung mit dem Dritten Reich, folglich auch geschlechtsspezifische Untersuchungen, im Zeichen von Auschwitz beginnen müsse.

Die freiberufliche Wissenschaftlerin bot mit dem Begriff der *Schande* eine über das ganze Symposium hinweg schlüssig verwendbare Deutung für weiblichen Umgang sowohl zur Zeit des NS als auch danach an. *Schande* als eine auf Gemeinschaft bezogene, ungeschriebene Sittlichkeit verleitete laut Bernardoni dazu, individuelle Schuld zu ersetzen. Für Frauen in ihrem traditionellen Auf-

¹ France Bloch-Sérizin (1913-1943).

² Begriff von Jean Améry (aus: *Jenseits von Schuld und Sühne*, München 1980), der in diesem Kontext von Bernardoni in Bezug auf Lerke Gravenhorst, *Töchter fragen - NS-Frauen-Geschichte*, Freiburg 1990, S. 30 benutzt wurde.

gabenbereich Familie war es oft ein Teil ihrer schützenden Funktion, Schande von dieser abzuwehren.

Während des Krieges hieß dies beispielsweise, die Moral der Familie aufrechtzuerhalten, indem ein Brief mit geschönten Nachrichten an die Front gesandt oder das Bild des Heldenvaters zuhause vermittelt wurde. Verantwortliches Handeln von Frauen war folglich von der gleichen moralischen Spaltung bestimmt wie das von Männern, es bezog sich jedoch auf den übergeordneten Wertzusammenhang Familie, an deren Grenze oft das weibliche Hinterfragen des eigenen Tuns stoppte.

Eine weitere Dimension erhielt diese Spaltung nach dem Krieg. *Schande* gibt es nicht ohne Öffentlichkeit. Durch die Vermittlung integerer Vorbilder an die Nachkriegsgeneration half die Generation der Kriegsfrauen, ein Tabu aufrechtzuerhalten, in dessen Klima keine Aufarbeitung möglich war. Die Väter waren oft entweder gefallen oder noch in Kriegsgefangenschaft, so daß es die Mutter war, die der Familie von der Vergangenheit berichtete.

Familienlegenden bestimmten die Sozialisation der Kindergeneration. Die Frankfurter Wissenschaftlerin Ulla Roberts interessierte genau dieses Phänomen. Die Konfrontation mit der Wahrheit über vermeintlich unbeteiligte und unschuldige Eltern führte oft noch nach Jahrzehnten zu Identitätskrisen bei den Kindern. Neben diesem Phänomen erlebten laut Roberts insbesondere Töchter die starke, autonome Mutter und deren Rückfall in die alte Rolle nach Heimkehr des Mannes für ihre eigene weibliche Sozialisation als bedeutungsvoll. Frauen aus dem Publikum berichteten, wie ihre Mütter es „hervorragend“ schafften, zwischen dem intimen Raum der Familie und der kriegerischen Welt zu vermitteln. Eine Mutter, der es gelungen war, einen Flüchtlingstreck heil aus Breslau zu führen, und die nach dem Krieg nur noch gegen den Staub auf dem Nierentisch kämpfte, war ein zwiespältiges Vorbild. Auf welches Mutterbild war Verlaß? In dieser Auseinandersetzung stand die Töchtergeneration alleine gegen die indifferente Umgebung der BRD nach 1945.

Die traditionelle Sphäre von Frauen erhielt im Krieg eine neue Brisanz, nicht nur im Bereich Familie, sondern auch im Arbeitsleben. Die Zwangsverpflichtung von Frauen, beispielsweise in der Rüstungsindustrie, stand der nationalsozialistischen Bevölkerungs- und Rassenpolitik und einer entsprechenden Mütterideologie (Vortrag von Dr. Gabriele Czarnowski) entgegen. Annette Schäfer führte aus, daß die gemeinsame Forderung von Industrie und Wehrmacht, alle Frauen zur außerhäuslichen Arbeit zwangszuverpflichten, an der NS-Ideologie scheiterte, die Frauen als „Architekten des Mikrokosmos“³ einplante. Nur Frauen, die alleinstehend oder vor dem Krieg schon berufstätig wa-

³ Analog bezeichnete Adolf Hitler „den deutschen Mann als Architekten des Makrokosmos“.

ren, wurden zwangsverpflichtet, was zu Überbelastung und mangelnder Arbeitsmoral führte. Der Arbeitskräftemangel konnte nur durch Ausschöpfen des Fremdarbeiterinnenpotentials behoben werden, ohne daß dabei das ideologische Grundkonzept erschüttert wurde.

Ein Merkmal des Symposiums waren die begleitenden Vorträge für die Region Mannheim. Der am Karlsruher Stadtarchiv tätigen Dr. Susanne Asche ging es darum, den Handlungsspielraum von verantwortlichen Frauen bei der Organisation der Fremdarbeit in Mannheim zu ermessen. Erschreckend mühelos konnten es die Pflegerinnen der nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) mit ihrem Berufsethos vereinbaren, ihnen anvertraute Kinder der Mannheimer Fremdarbeiterinnen zu den Deportationszügen zu begleiten. Die Fürsorge beschränkte sich im besten Fall auf das Zustecken von Bonbons beim Einsteigen. Genau an dieser Stelle gelang es der NS - Rassenpolitik, einen seit dem 19. Jahrhundert entwickelten Fürsorgeapparat, der von Frauen getragen wurde, einzubinden. Die geschlechtsspezifischen Verantwortlichkeiten in traditionell weiblichen Berufen verlangen nach weiteren Forschungen, die dadurch erschwert sind, daß systematische Archivierungen von Quellenmaterial unter der Kategorie „Geschlecht“ noch fehlen oder gerade erst im Entstehen sind.

Das Problem der Auswertung von Quellen stellt sich ebenfalls, wenn Jüdinnen oder Frauen aus dem Widerstand als Handelnde untersucht werden sollen. Über die jüdischen Frauen und ihre extreme Alltagssituation im nationalsozialistischen Deutschland, sowie den damit verbundenen Rollenwandel und den spezifischen Beitrag von Jüdinnen bei der Lebenserhaltung ihrer Familien referierte Prof. Dr. Sibylle Quack. Bereits zwei Monate nach der Machtergreifung begann man, mit dem „Berufsbeamtengesetz“ von 1933 jüdische Bürger aus dem öffentlichen Arbeitsleben auszuschließen. Auf einmal wurden jüdische Frauen aufgrund ihres leichteren Zugangs zu privaten Anstellungen (Haushaltshilfen, Schneiderinnen, Kindermädchen) zu den Haupternährerinnen der Familie. Darüber hinaus waren sie es, die die Kontakte ins Ausland knüpften, weil sie im Gegensatz zu den meist humanistisch ausgebildeten Männern eher die modernen Fremdsprachen beherrschten. Die Historikerin Tilde Bayer schilderte, daß so nicht nur in Mannheim für jüdische Frauen und Betreiberinnen der Jüdischen Wohlfahrtspflege, das New Yorker Telefonbuch zum geheimen Bestseller wurde, um von gleichnamigen Amerikanern die für die Emigration notwendige Bürgerschaft erbitten zu können.

Laut Dr. Florence Hervé gab es einen emanzipatorisch motivierten Widerstand in Deutschland nicht. In Frankreich dagegen existierten Ansätze. Beispielsweise hatte in Paris 1933 ein Weltfrauenkongress gegen Krieg und Faschismus getagt, in dessen Tradition sich ein Widerstand bewegen konnte, des-

sen Mitgliederinnen nicht nur durch Antifaschismus, sondern auch durch feministische Inhalte geeint waren. Einen reinen Frauenwiderstand wie in der Résistance hat es in Deutschland nie gegeben. Die Motivationen deutscher Widerständlerinnen speisten sich aus einer Mischung von persönlichem Verantwortungsgefühl, Mitleid oder politischem Andersdenken. Allerdings ergibt sich bei der Erforschung von weiblichem Widerstand erneut das Problem der Quellauswertung, wie die Privatdozentin Dr. Sylvia Schraut am Beispiel der Mannheimerinnen Käthe Seitz und Henriette Wagner verdeutlichte. Weil die Chronisten ihrer Widerstandsgruppe lediglich auf Prozeßakten und nicht zum Beispiel auch auf biographische Quellen zurückgriffen, entstand bei ihnen ein Bild, in dem „*sich aus der ehemaligen SPD - Stadträtin Seitz in der Rückschau eine Frau entwickelte, die in Mannheim nicht politisch hervortrat und tippen konnte*“. Die in Gerichtsdokumenten geschilderten Begebenheiten können so zur 'Realität' werden, wenn man nicht berücksichtigt, daß zum Schutz anderer verharmlost, gelogen oder übertrieben wurde. So entstehen einerseits Mythen wie im Fall von Sofie Scholl, andererseits geraten Beiträge von Frauen auch in Vergessenheit, nicht zuletzt, weil viele (v.a. die der frz. Résistance) nach dem Krieg über sich schwiegen.

Nach fünfzig Jahren ist das Thema „Frauen im Nationalsozialismus“ nicht mehr mit den Stereotypen Kriegerwitwe, Trümmerfrau, Mutterkreuzträgerin und blutrünstige KZ - Aufseherin zu umreißen. In dieser Richtung wollte das Mannheimer Symposium ein politisches Signal setzen und das ist ihm gelungen. Der Anspruch der Organisatorin Ilse Thomas hat sich damit verwirklicht. Während der Uhrzeiger der Bundesrepublik auf fünfzig Jahre nach Stunde Null stillstand, zeigten die zwei Tage in Mannheim, daß es zumindest im Bereich der Frauengeschichte noch lange keine Zeit ist, zu gedenken, sondern aufzudecken und zu forschen.

Die Vorträge und Ergebnisse des Symposiums erscheinen voraussichtlich im Oktober 1995 im Kleine Verlag, Wissenschaftliche Reihe unter dem Buchtitel „*Ich hätte so gerne noch gelebt, geliebt und gearbeitet.*“ *Frauen zwischen den Republiken.*



Ins rechte Licht gerückt

Matthias Krehl

Im März diesen Jahres gastierte die Ausstellung „Von der Antike bis zur Neuzeit - der verleugnete Anteil der Frauen an der Physik“ in der Universitätsbibliothek Freiburg. Eine Gruppe von WissenschaftlerInnen der Technischen Hochschule Darmstadt um die Physikerin Dr. Cornelia Denz hat damit einen Beitrag zur Frauenforschung in der Physik erarbeitet.

Physikerinnen ins rechte Licht rücken heißt, die Geschichte der Physik ins rechte Licht rücken – das ist der Punkt der Ausstellung. Cornelia Denz, Frauenbeauftragte des Fachbereichs Physik an der TH Darmstadt, führt mit »Der verleugnete Anteil der Frauen an der Physik« die Idee eines Seminars zur Frauenforschung in der Physik fort: Frauen in Naturwissenschaft und Technik aufzuspüren und zu präsentieren, denen von damals ein Denkmal und den Studentinnen und Forscherinnen von heute ein Vorbild zu setzen.

Die Auswahl der Physikerinnen hält sich an Schwerpunkte, die für die betreffende Epoche charakteristisch sind. Von der Antike bis ins 20. Jahrhundert hinein wird chronologisch vorgegangen: zunächst ein Plakat zur politisch-gesellschaftlichen Situation der Zeit, dann auf weiteren Plakaten jeweils ein Porträt mit Bild und Text: Lebensumstände, Ausbildung, Werdegang, bekannte Arbeiten, Anerkennung.

Chien-Shiung Wu beispielsweise wird als Physikerin unseres Jahrhunderts in der Gruppe derjenigen Frauen genannt, die mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurden oder – wie in Wus Fall – leer ausgingen. Aus ihrer Biographie: Nach ihrem Physikstudium in China zieht Wu mit 23 Jahren nach Berkeley, promoviert, heiratet einen Kollegen, wird an die Columbia Universität in New York berufen, ein Sohn, Manhattan-Projekt (Atombombe), bestätigt 1957 experimentell die hypothetische Paritätsverletzung der Schwachen Wechselwirkung. Das wichtige Experiment wird nach ihr benannt, der Nobelpreis allein den Erfindern der Theorie verliehen.

Die Ausstellung ist spannend – auf jeden Fall für PhysikerInnen; die können nämlich eine Menge lernen: Daten, die in den Geschichten, wie sie an den Hochschulen erzählt werden, fehlen. Dummerweise haben PhysikerInnen ohnedies ein großes Problem mit der Geschichte ihrer Wissenschaft. Einerseits wird historischer Ballast, ja die kuriosesten Schnörkel im Lehrgebäude der Physik mitgeschleppt, andererseits wissen die wenigsten Bescheid über die

zeitliche Entwicklung der Physik, geschweige denn über die gesellschaftlichen Randbedingungen und deren Einfluß. So wird zum Beispiel treu einer jahrhundertelangen Evolution folgend die Größe „Energie“ in jedem Teilgebiet (Mechanik, E-Lehre, ...) als eigenständige Größe eingeführt und anschließend das Bild vermittelt, die eine könne in die andere umgewandelt werden. Die „Beherrschung“ der Energie führt im 18. Jahrhundert zur industriellen Revolution, die „Beherrschung“ der Daten (Computer, InterNet, ...) führt zu einer vergleichbaren gesellschaftlichen Umwälzung. In der Tat ist auch die Größe „Datenmenge“ in der Physik von umfassender Bedeutung, taucht allerdings in der Hochschullehre so gut wie nie auf. Die Datenphysik bleibt geheim - wie ihre Anfänge in den 40er Jahren, als es galt, feindlichen Funkverkehr zu entschlüsseln.

Man ist in der Physik mehr oder weniger stolz darauf, eine Geheimwissenschaft zu betreiben, bestenfalls gilt das als unvermeidlich, denn – so ist die Meinung – die Physik steht für sich. Historisch gewachsene Begriffe, so unzweckmäßig sie für einen klaren Aufbau der Physik sein mögen, sind tabu; neue werden abgelehnt. Genauso unbestritten sind die Methoden, die Fragestellungen selbst! Und deren mögliche Abhängigkeit von Kultur, Rasse oder Geschlecht wird nicht diskutiert.

Der verleugnete Anteil der Frauen ist ein Anteil an eben dieser Physik. So erklärt die Tafel, die den Astronominnen des 18. und 19. Jahrhunderts vorangestellt ist, daß diese Frauen in mühsamer Arbeit die mathematischen Details und experimentellen Daten zum Beweis des neuen Weltbildes (Galilei) zu beschaffen halfen. Und als Höhepunkt im Leben der Emilie du Chatelet wird die Übersetzung von Newtons »Principia« genannt. Wen wundert es dann noch, daß auch heute Frauen in der Physik zahlenmäßig untergehen? Es ist die alte Physik - auch heute.

Nachdem sich die Zahl der Physik-Professorinnen in Deutschland im Lauf der letzten Jahre erstmals von der Null-Prozent-Marke abgehoben hat, sieht es jetzt so aus, als würden die Frauenförderpläne wieder vergessen. Das »old boys' network« funktioniert, auch wenn die boys gerade mal 35 Jahre alt sind. Der *backlash*. Was hilft es da zu wissen, daß Mellita eine Hausfrau aus Dresden war, die 1908 den heutigen Kaffeefilter erfand und daß der Astronomin Nicole-Reine Lépaute zu Ehren ein Mondkrater benannt wurde?

Cornelia Denz widmet auch den Physikerinnen von heute, auch denen an ihrer eigenen Universität, ein Plakat. Damit wird auf die Problematik der verleigneten Frauen auch in der Gegenwart hingewiesen, was ungeheuer wichtig ist. Denn eine pure Bestandsaufnahme der Geschichte könnte den Blick auf mögliche Ursachen verstellen und dazu führen, mit dem schwachen Ziel, einen Anteil an der bestehenden Physik zu bekommen, zufrieden zu sein.



Rezensionen

Ausstellung

Und schrieb und schrieb wie ein Tiger aus dem Busch. Über Schriftstellerinnen in der deutschsprachigen Schweiz in Bern, Basel, Zürich vom November 1994 bis Juni 1995.

Publikationen

Und schrieb und schrieb wie ein Tiger aus dem Busch. Über Schriftstellerinnen in der deutschsprachigen Schweiz. Herausgegeben von Elisabeth Ryter, Liliane Studer, Doris Stump, Maya Widmer und Regula Wyss. 300 Seiten, 75 Abbildungen. Limmat Verlag, Zürich 1994, SFR/DM 32.-.

Deutschsprachige Schriftstellerinnen in der Schweiz 1700-1945. Eine Bibliographie. Herausgegeben von Doris Stump, Maya Widmer und Regula Wyss. Unter Mitarbeit von Sabine Kubli. 268 Seiten. Limmat Verlag, Zürich 1994, SFR/DM 48.-.

„Viel Köpfe, viel Sinn“. Texte von Autorinnen aus der deutschsprachigen Schweiz 1795-1945. Herausgegeben von Sabine Kubli und Doris Stump. 320 Seiten, zahlreiche Abbildungen. eFeF Verlag Bern/Dortmund 1994, SFR/DM 36.-.

Sonja Dehning

Weder afrikanische Großwildjäger noch bodenständig-selbstbewußte Alpenjodler, die dank der guten schweizerischen Schulbildung und in der frischen Höhenluft zu Herolden einer grandiosen Bergwelt herangewachsen sind, begrüßen die BesucherInnen am Eingang der Ausstellung ***Und schrieb und schrieb wie ein Tiger aus dem Busch***; vielmehr leiten Gänsekiel, Füllfederhalter und Typographie, drei Symbole schriftstellerischer Tätigkeit, sie im folgenden durch drei Jahrhunderte literarischer Geschichte von schreibenden Frauen

in der deutschsprachigen Schweiz. Ausführliche Biographien von bisher unentdeckten Schriftstellerinnen seit der Romantik bis hin zur Exilliteratur werden erstmals an das Tageslicht geholt; darüber hinaus erfahren die BesucherInnen anhand der Geschichte des Lesens und Schreibens mehr über Lesegewohnheiten und Bildungsgeschichte der SchweizerInnen.

Die schriftliche, bei einem Besuch kaum vollständig zu bewältigende Informationsfülle geht nicht zu Lasten der Aufmerksamkeit der BesucherInnen, da durch die unterschiedlichen Darbietungsarten - visuelle und akustische Medien, ergänzt durch plastische Objektkunst im Raum - die Ausstellung aufgelockert wird. Inhaltlich sorgfältig recherchiert, didaktisch anhand von Text- und Tondokumenten sinnvoll strukturiert und ästhetisch äußerst ansprechend präsentiert ist diese Wanderausstellung, die in Bern, Basel und bis Juni 1995 in Zürich zu sehen war, rundherum als sehr gelungen zu bezeichnen.

Der Begleitband zur Ausstellung mit gleichnamigen Titel bietet anhand fundierter Beiträge inhaltlich eine weiterführende Auseinandersetzung mit den Schriftstellerinnen und ihrer jeweiligen Epoche. So stellt Regulas Wyss die früheste Autorin, die Heilkundige und Gelehrte Hortensia Gugelberg von Moos (1659-1715) vor, die sich an der europäischen Diskussion im Rahmen der *Querelle des femmes* engagierte. Als eine der wenigen schweizerischen Salonieren verkörperte Julie Bondeli die Möglichkeiten und Grenzen der weiblichen Intellektualität in der Aufklärung. Die in den Salons gepflegte Form der Geselligkeit konnte sich - nach der allzu knapp gefaßten Schilderung der Autorinnen Angelica Baum und Brigitte Schnegg - in den Städterepubliken nur ansatzweise entwickeln. Biographisch wird auch die bekanntere Charlotte Birch-Pfeiffer (1800-1868) als erste Direktorin des Theaters in Zürich noch einmal aufgerollt - allerdings weniger zur literarisch-qualitativen als zur 'feministischen Ehrenrettung', wie die Verfasserin des Artikels Corina Carduff zu verstehen gibt. Motivgeschichtlich werden verschiedene Aspekte der Literatur von Frauen untersucht: Das Motiv der Kindsmörderin und der Hexe über Literatur lesbischer Thematik von Annemarie Schwarzenbach und Laura Fredy Thoma in den dreißiger Jahren bis zur Lyrik junger Schriftstellerinnen der Gegenwart.

Doch was macht die 'schweizerische' Literatur von Frauen überhaupt 'schweizerisch' - wenn dies angenommen werden sollte? Die Herausgeberinnen bemerken im Vorwort selbst, daß die spezifisch schweizerischen Ausprägungen noch weitergehender Untersuchungen bedürfen. Angedeutet wird, daß sich die Schweiz zur Begründung ihres Staatengebildes nicht auf eine gemeinsame Sprache oder ethnische Herkunft beziehen kann. Die 'Willensnation' als identitätsstiftendes Element fließt auch in den Diskurs über Literatur und Kul-

tur ein. Nachzufragen wäre hier, ob und auf welche Weise auch schweizerische Frauen diesen abstrakt gefaßten Gedanken in ihren literarischen Schriften verarbeitet haben.

Der Grundstein für weitere Recherchen ist mit der Bibliographie zur Literatur von *Deutschsprachigen Schriftstellerinnen in der Schweiz 1700 bis 1945* gelegt: Die umfassende Bestandsaufnahme weist 900 Autorinnen mit ihren über 4000 Werken auf. Sie stützt sich auf die 1928 herausgegebene, für die damalige Zeit erstaunlich gut recherchierte Bibliographie SAFFA (1. Schweizerische Ausstellung für Frauenarbeit). Der extensive Literaturbegriff, der Kinder- und Jugendbücher, Anstands- und Haushaltsliteratur sowie Briefe und Reisebeschreibungen einschließt, erweist sich allerdings als fragwürdig, wenn zugunsten der Vollständigkeit der Werktitel - im Gegensatz etwa zu Gisela Brinker-Gablers *Lexikon deutschsprachiger Schriftstellerinnen 1800-1945* (München 1986) - auf kommentierte Kurzbiographien verzichtet wird, die aber wegen der Unbekanntheit der meisten schweizerischen Autorinnen wünschenswert gewesen wären. Stattdessen ist der interessierte Leser aufgerufen, sich Wissenswertes über *Allerlei Bärndütsches für Wiehnachte und anderi Fescht* (1940) von Marta Wild auf Schweizer Dialekt anzueignen oder sich in Margit Dorniers *Anregung und Anleitung, Kinder zu freudigen Mitarbeitern im Garten zu erziehen* (Zürich 1942) kundig zu machen.

Der Registerteil der Bibliographie führt neben den zivilrechtlichen Namen die jeweiligen Pseudonyme auf und das Erscheinungsjahr der Erstveröffentlichung; er bietet zwar keine inhaltliche Systematik, führt aber in der Schweiz lebende Emigrantinnen auf.

Als Lesebuch für Entdeckungslustige gewährt die Anthologie „*Viel Köpfe, viel Sinn*“. *Texte von Autorinnen aus der deutschsprachigen Schweiz 1795-1945* einen Einblick in die Vielfalt des literarischen Schaffens der Schweizerinnen: Erfahrungen von Frauen in Familie und Beruf beschreiben persönliche Erlebnisse, kommentieren und kritisieren politische und gesellschaftliche Ergebnisse.

Bei der Auswahl der Texte wurde sichtlich einer der Akzente auf die Thematik der weiblichen geistigen und seelischen Bildung und des eigenen Schreibens gelegt: Der Titel „*Viel Köpfe, viel Sinn*“, auf Anhieb nicht ohne weiteres verständlich, bezieht sich auf einen Ausspruch Marianne Ehrmanns, eine der ersten Frauen, die im 18. Jahrhundert im deutschsprachigen Raum eine Zeitschrift herausgab. Mit dieser Äußerung gibt sie ihr Bewußtsein für die eigene Verantwortlichkeit zu erkennen, die sie mit ihrem meinungsbildenden Medium, der Zeitschrift *Amaliens Erholungsstunden*, innehat. Die Existenz als

Schriftstellerin wird bereits 1837 in der anonymen Erzählung *Adele* thematisiert, in der Erzählung *Ich wurde Ich* (1917) von Ruth Waldstetter auf höherem Niveau der Selbstreflexion weitergeführt. Trotzdem schimmert in den literarischen Texten aber auch das mangelnde Selbstvertrauen der Schweizerinnen durch, das das typische Frauenbild der konservativen Schweizerin geprägt hat. Die politische Rechtlosigkeit bis in die 70er Jahre und fehlende frauenfreundliche Institutionen sind für das öffentlichkeitsscheue Verhalten der Frauen verantwortlich.

Die hier vorgestellten Publikationen stellen nun verdienstvollerweise erstmals die Weichen, schweizerische Frauenliteratur dem interessierten Lesepublikum leichter zugänglich zu machen.



Andrea Günter, Veronika Mariaux (Hrsg.), *Papierene Mädchen, Dichtende Mütter, Lesen in der weiblichen Genealogie*, Frankfurt/M., Ulrike Helmer Verlag 1994.

Rotraud von Kulessa

Unter dem Motto: „wenn Frauen gemeinsam Literatur von Frauen lesen“, als Möglichkeit eines Austausches der Frauen untereinander, steht das Buch *Papierene Mädchen, Dichtende Mütter*, herausgegeben von Andrea Günter und Veronika Mariaux beim Ulrike Helmer Verlag in Frankfurt 1994. Andrea Günter definiert das Anliegen dieses Buches in ihrer Einleitung als Wunsch, die „spezielle Beziehung zwischen Autorinnen und Leserinnen“ sichtbar zu machen im Hinblick auf eine „weibliche Genealogie“. Die Herausgeberinnen beziehen sich damit auf eine noch relativ junge philosophische Tradition, die sich unter Zusammenarbeit des 1980 gegründeten Mailänder Frauenbuchladens, der italienischen Philosophin Luisa Muraro und der Philosophinnengemeinschaft DIOTIMA aus Verona herausgebildet hat. Um ihr Anknüpfen an diese Tradition zu demonstrieren, haben die Herausgeberinnen ihrem Buch den 1982 unter dem Titel *Romane - die Mütter von uns allen* erschienenen gelben Katalog der *Libreria delle donne di Milano* in der deutschen Übersetzung von Traudel Sattler vorangestellt.

Die Frauen, die ihre Leseerlebnisse in diesem Katalog beschreiben, suchen dabei ihren ganz persönlichen Zugang zu den Werken der Autorinnen ihrer

Wahl auszudrücken und setzen sich damit mit sich selbst auseinander, im Sinne des von den italienischen Philosophinnen geprägten Begriff des „Begehrens“ (S. 17f.). Die dabei entstandenen Beiträge über Jane Austen, Sylvia Plath, die Schwestern Bronte, Elsa Morante, Gertrude Stein und Ivy Compton-Burnett bekunden die Unterschiedlichkeit der einzelnen Frauen, sowohl als Autorinnen als auch als Leserinnen.

Vor diesem Hintergrund lassen sich auch die weiteren Beiträge des Buches lesen, wobei hier von den Autorinnen bzw. Leserinnen der Anspruch erhoben wird, den persönlichen Zugang zu einer Autorin mit einer literaturwissenschaftlichen Sichtweise zu verbinden. So stehen die Beiträge von Veronika Mariaux über Sophie von Laroche, Irmgard Roebeling über Rahel Varnhagen-Levin, Dörte Fuchs und Andrea Günter über Charlotte Birch-Pfeiffer und Traude Löbert über Marina Zwetajewa unter dem Thema der Mutter - Tochter Beziehung, die sich wiederum in der Autorin-Leserin Beziehung widerspiegelt und damit eine Form „weiblicher Genealogie“ darstellt.

All diese Beiträge geben wiederum den Leserinnen des Buches Anreiz, sich mit den besprochenen Autorinnen und ihren Texten und damit auch mit sich selbst auseinanderzusetzen.



Lena Lindhoff, *Einführung in die feministische Literaturtheorie*, Stuttgart/Weimar: Metzler, Realien zur Literatur 1995. Ladenpreis: DM 24,-

Rotraud von Kulessa

Lena Lindhoffs Einführungsband in die feministische Literaturwissenschaft ist die erste in deutscher Sprache erschienene Publikation dieser Art, wenn man von der Übersetzung Toril Mois *Sexus, Text, Herrschaft* absieht. Lena Lindhoff gibt in ihrer Einführung einen Überblick über die gesamte Entwicklung der feministischen Literaturtheorie von ihren Anfängen mit Simone de Beauvoir und Virginia Woolf sowie über ihre Gespaltenheit in soziohistorische Ansätze seitens der Amerikanerinnen und den poststrukturalistischen Ansätzen der Französinen. Dabei geht sie auch auf knappe und gut verständliche Art und Weise auf deren psychoanalytische 'Väter' Freud und Lacan ein und gibt eine kurze Einführung in das Denken Derridas. Weiterhin behandelt sie die italienischen Philosophinnen, die DIOTIMA und die Libreria delle Donne, die

das Differenzdenken auf die Beziehung der Frauen untereinander ausgeweitet haben.

Zu Recht verweist Lena Lindhoff auf die Sackgasse, in die die feministische Literaturwissenschaft geraten ist, besonders im Hinblick auf die Behandlung von Texten weiblicher Autorinnen, für die bisher noch kein adäquates Beschreibungsmodell gefunden wurde.

In diesem Zusammenhang bleibt jedoch Lena Lindhoffs Forderung an die feministische Literaturwissenschaft, sich die Hysterieforschung zu Nutze zu machen, diffus. Über die Interpretation Lacans von Duras' *Die Verführung der Lol V. Stein* (Originaltitel: *Le ravissement de Lol V. Stein*), die diesen Text als hysterischen Diskurs darstellt, schlägt sie eine Brücke zum Diskurs der Mystikerinnen und will mittels dieser Analogie zu einem 'weiblichen Diskurs' gelangen. Der Diskurs der Hysterie, personifiziert durch die Dora Freuds und der Diskurs der Emanzipation personifiziert durch die Nora Ibsens, sollen sich laut Lena Lindhoff gegenseitig reflektieren und damit die Spaltung weiblicher Identität aufheben. Dieser im Diffusen verharrende Ausblick ihrer Einführung vermag jedoch den allgemeinen Nutzen derselben für alle Student/Innen der Literaturwissenschaft nicht zu schmälern.



Renate Kroll, Margarete Zimmermann (Hrsg.) unter Mitwirkung von Monika Kopyczinski, *Feministische Literaturwissenschaft in der Romanistik, Theoretische Grundlagen - Forschungsstand - Neuinterpretationen*, Ergebnisse der Frauenforschung, 38, Stuttgart: Metzler 1995, Ladenpreis: DM 38,-

Rotraud von Kulessa

In diesem Sammelband zeigen die Herausgeberinnen anhand von Beiträgen unterschiedlichster Ausrichtungen die Perspektiven der feministischen Literaturwissenschaft für die Romanistik und vor allem die Notwendigkeit einer Berücksichtigung derselben in der Romanistik, wenn diese nicht den Anschluß an die aktuelle internationale Forschung verlieren möchte.

Die in diesem Band zusammengefaßten Aufsätze werden unter drei Themenschwerpunkte gegliedert: Der erste Teil befaßt sich mit Begriffen und Positionen der feministischen Literaturkritik allgemein. Im zweiten Teil werden Anwendungsmöglichkeiten dieser Methoden an Texten aus der französischen Li-

teratur dargestellt, während es im dritten Teil um Probleme der Rezeption und der herkömmlichen Kanonbildung geht.

Im ersten Teil erscheint mir vor allem der Artikel Renate Krolls „Feministische Positionen in der Literaturwissenschaft“ sehr verdienstvoll, in dem sie Begriffe wie 'Frau', 'Weiblichkeit' und 'weibliche Schreibweise' klärt, den oftmals noch verschwommen gebrauchten Begriff der 'Gender Studies' erläutert sowie die unterschiedlichen Methoden und Ansätze der vor allem aus dem US-amerikanischen Raum stammenden Methoden und Ansätze der feministischen Literaturkritik ordnet und definiert. In diesem Zusammenhang erweist sich auch ihre kommentierte Auswahlbibliographie zur feministischen Literaturwissenschaft und -kritik als sehr hilfreich. Des weiteren ist der Aufsatz von Margarete Zimmermann zu erwähnen: „Feminismus und Feminismen“, in dem sie sich für eine Historisierung des Begriffs des 'Feminismus' ausspricht, der vor allem in Deutschland noch weitgehend als Politikum oder „Reizwort“ (S. 52) angesehen wird. Im ersten Teil des Sammelbandes sind ebenfalls der Beitrag Barbara Vinkens über die Differenzforschung sowie der Aufsatz Monika Kopyczinskis über den feministische Diskurs in der Wissenschaft zu finden.

Der zweite Teil des Sammelbandes enthält folgende Beiträge: Renate Kroll: „Grand Siècle und feministische Literaturwissenschaft“, Suzan van Dijk: „A qui s'adressent-ils? Narrateurs et publics réels des romans de Marie-Jeanne Riccoboni et d'Isabelle de Charrière“, Nadine Béringuer: „Contrat et promesse dans les manuels de comportement du XVIIIe siècle“, Susanne Rossbach: „Blut, Schmerz und Tränen. Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit im literarischen Werk Barbey d'Aurevillys“. Diese Aufsätze zeigen ein breites Spektrum von konkreten Anwendungsmöglichkeiten der feministischen Literaturkritik in unterschiedlichsten Texten auf. Dabei werden sowohl die besonderen Anforderungen beachtet, die sich bei der Beurteilung von Texten weiblicher Autorinnen ergeben, die entweder bisher mißachtet oder aber vollkommen einseitig dargestellt wurden, als auch auf neue Perspektiven für die Bewertung der Texte männlicher Autoren hingewiesen.

Der dritte Teil des Sammelbandes zeigt ansatzweise Mechanismen auf, die dazu geführt haben, daß weibliche Autorinnen - bis auf wenige Ausnahmen - wie z.B. Mme de Lafayette im 17. Jahrhundert, vom literarischen Kanon ausgeschlossen blieben. Es bestätigt sich bei einer Relektüre literarischer Texte unter der Perspektive der Geschlechterdifferenz die Annahme, daß Literaturkritik nicht objektiv funktioniert, sondern daß der literarische Metadiskurs stark von dem Verhältnis der Geschlechterdifferenz geprägt ist. So befaßt sich Margarete Zimmermann in ihrem Beitrag „Christine de Pizan und die Feminismus-Debatten des frühen XX. Jahrhunderts“ mit den Mechanismen, die die

Rezeption der Autorin lange Zeit beinflusst bzw. ganz verzögert haben. Maria-carla Gadebusch Bondio liefert mit ihrem Aufsatz: „Weibliche Gelehrsamkeit im Italien des Quattrocento. Caterina Sforza Riario und ihre *Experimenti* „ auch einen Beitrag zur Italianistik. Dorothee Risse mit ihren „Psychokritischen Überlegungen zum Werk Mauriacs“ zeigt, daß nicht nur Werke von Schriftstellerinnen durch die herkömmliche Literaturkritik einseitig bewertet wurden, sondern auch bestimmte Aspekte von Werken männlicher Autoren, z.B. aufgrund persönlicher Betroffenheit der Kritiker, ausgespart wurden. Lieselotte Steinbrügge legt in ihrem Beitrag „Verborgene Tradition. Anmerkungen zur literarischen Kanonbildung“ anhand der *Lettres d'une Péruvienne* der Mme de Graigny dar, auf welche Weise die Mechanismen der Kanonbildung dazu geführt haben, daß literarische Werke von Frauen von vornherein aus dem Kanon ausgeschlossen wurden oder aber daß sie das Kriterium der Überzeitlichkeit scheinbar nicht erfüllen konnten. So wurde die Frauenliteratur im Frankreich des 18. Jahrhunderts in aller Regel nach der Authentizität der in ihnen zum Ausdruck kommenden Gefühle bewertet, während andere Aspekte des Romans, wie z.B. die philosophische Dimension in den *Lettres d'une Péruvienne* von der Kritik praktisch nicht beachtet wurden. Renate Kroll weist dagegen auf die Ansätze der neuen US-amerikanischen Forschung hin, z.B. auf die Untersuchung Joan Dejeans *Tender Geographies*, welche eine weibliche literarische Tradition nachzeichnet, in der konsequent das Geschlechterverhältnis in der jeweiligen gesellschaftlichen Situation thematisiert wird.

Insgesamt liefert diese eigentlich längst fällige Publikation wertvolle Anregungen für die deutsche Romanistik und verdeutlicht mit ihren Beiträgen die Notwendigkeit einer Verankerung der feministischen Literaturtheorie in der Romanistik - in der Forschung wie auch in der Lehre.



Gerda Weiler: *Der Aufrechte Gang der Menschenfrau. Eine feministische Anthropologie II*, Ulrike Helmer Verlag Frankfurt, 366 Seiten, DM 39,80

Christa Mulack

Nachdem Gerda Weiler sich in dem ersten Band ihrer feministischen Anthropologie vorwiegend mit der biologischen Entwicklung der Menschheit befaßt hat, beschäftigt sie sich in ihrem zweiten Band hauptsächlich mit der kulturellen Entwicklung. Genau wie im ersten Band beruft sie sich – soweit es geht – auf Quellen von Forscherinnen.

Dabei gelangt sie zu der Erkenntnis, daß Frauen die Schöpferinnen all jener Kulturgüter waren, die männliche Forscher gemeinhin dem eigenen Geschlecht zugeschrieben haben. Frauen entwickelten die Sprache und später die Schrift. Sie erfanden die ersten Werkzeuge und sorgten hauptsächlich für Nahrung. Sie bauten die ersten Siedlungen und schufen jene Höhlenmalereien von hohem künstlerischem Niveau, die noch heute Erstaunen und Bewunderung auslösen.

„Es erscheint absurd, wenn Wissenschaftler heute behaupten, die Kultbilder in den Höhlen seien von Männern geschaffen worden. Diese Höhlen sind Heiligtümer der Frauen gewesen. In keiner Höhle fehlt das Symbol der Vulva. Es erscheint fraglich, ob Männer zu diesen prähistorischen Tempeln überhaupt Zutritt hatten.“ (S. 175)

Diese Frage ist durchaus berechtigt. Ebenso scheint die These der Autorin in der Tatsache Bestätigung zu finden, daß die frühen Tempel als Fortführung von Kulthöhlen den Grundriß eines weiblichen Körpers aufweisen. Auch daß es sich bei den Tierzeichnungen nicht etwa um Jagdmagie handelt, wie männliche Forscher immer wieder behaupten, sondern möglicherweise um Tierkreiszeichen, könnte uns der Wahrheit wesentlich näher bringen. Denn eines steht fest: „Auch die Anfänge der Astrologie liegen nicht bei den Chaldäern in Mesopotamien, sondern bei den Frauen der Steinzeit.“ (S. 189) Sie beobachteten das Himmelszelt und standen mit ihrem Menstruationszyklus in engstem Zusammenhang mit dem Mond, nicht etwa mit der Mondin, wie viele Frauen heute meinen.

Aber nicht nur die Vorstellungen männlicher Forscher unterzieht Gerda Weiler einer kritischen Überprüfung. Auch uns Frauen mutet sie Korrekturen liebgewordener Vorstellungen zu. So fordert sie Anhängerinnen des spirituellen Feminismus auf, sich von der „Mondin“ zu verabschieden. Denn:

„Im matriarchalen Kult ist der Mond männlich. Erst das Griechentum hat den Mond feminisiert. Das Christentum hat diese Ideologie über-

nommen. Aber in Deutschland kam es zu spät , um noch Einfluß auf die Sprache nehmen zu können... In Deutschland wehrten sich Frauen und Männer noch am Ende des ersten christlichen Jahrtausends gegen die kulturelle Kolonisierung aus Rom. Hier gab die Sprache dem Druck der Überfremdung nicht mehr nach. Der Mond blieb männlich.“ (S. 232)

Damit korrigiert Gerda Weiler ein Weltbild weiblicher Bescheidenheit, die sich mit einem Teil begnügt, statt das Ganze zu fordern. „Es möchte den Männern so passen, wenn wir Frauen uns mit der „Hälfte des Himmels“, dem Nachthimmel, zufrieden gäben, mit dem Dunkel und dem Unbewußten, während ihnen der Tageshimmel bleibt, der Geist und das Bewußtsein. Dann bliebe die patriarchale Welt unangetastet.“ (S. 233) - Und das widerspräche nun wirklich allen Absichten der Autorin.

Vielmehr erinnert sie daran, „daß es Frauen waren, die einst mit ihrer höheren sozialen Intelligenz, das gemeinschaftliche Leben organisierten und darauf bestanden, daß die mit ihnen lebenden Männer sich ihren Sozialanforderungen anpaßten. Die unangepaßten Männer hatten keine Chance, mit den Frauen zu leben und mußten auf Sexualität mit ihnen verzichten. Sie führten „ein Leben am Rand der sozialen Gemeinschaft.“ (S. 253) In patriarchalen Kulturen dagegen wurde das aggressive Verhalten dieser Junggesellengruppe zur wertsetzenden Instanz. (S. 306) Heute stellen selbst Männer fest, daß das männliche Bandenwesen in allen Bereichen der Wirtschaft erschreckende Formen angenommen hat, längst auch weite Teile der Politik beherrscht und die größte Gefahr für den Bestand abendländischer Kultur und Gesellschaft darstellt.

In den Anpassungsforderungen, mit denen Frauen einst die Männer konfrontierten, sieht Gerda Weiler das Wesen des Matriarchats und jeder friedlichen Kultur begründet. Verzichten Frauen auf diese Forderungen, so kommt dies einem kulturellen Sündenfall gleich. Wie die Autorin vermutet, haben Frauen es irgendwann versäumt, weiterhin auf ihren einstigen Forderungen nach sozialer Anpassung des Mannes zu beharren. Sie begannen, ihn aus ökonomischen Gründen, „um einer Ware willen (zu akzeptieren), statt seine soziale Anpassung zu fordern.“ (S. 304)

Ist hier möglicherweise einer der Gründe zu suchen, die dazu führten, daß der Mann die Frau zur Ware degradierte? - Nur eine Frage am Rande, die Gerda Weiler sich nicht stellt.

Wie bereits im ersten Band ihres Werkes, beschäftigt sich die Autorin auch hier wieder eingehend mit dem Phänomen, „daß Männer stärker zu Gewalttätigkeiten neigen und mit ihrem Leben leichtfertiger umgehen als Frauen (328); denn schließlich ist es das Anliegen der Autorin, „die patriarchalen Herrschaftsmuster zu demontieren,“ da sie unser aller Seelen vergiften.“ (S. 133)

Im Machtauspruch über das Weibliche sieht sie das „Verbrechen, welches patriarchale Religionen und Geisteswissenschaften unentwegt rechtfertigen müssen.“ (S. 31) Da sie die „innewohnende Ordnung mißachten, wonach sich soziale Anpassung an andere und an die Natur von selbst versteht“ (S. 328), können sie keine hilfreiche Orientierung bieten, und stehen der Auflösung patriarchaler Strukturen im Wege. Patriarchale und matriachale Rituale unterscheiden sich nämlich darin voneinander, daß nur letztere die natürliche Ordnung widerspiegeln.

Die Autorin widerspricht allen Theorien, nach denen die Entstehung des Patriarchats für den Mann eine psychologische Notwendigkeit gewesen sein soll, eine Hilfe, seinem Unterlegenheitsgefühl gegenüber der Frau ein Ende zu bereiten:

„Erst im Patriarchat beginnt der Leidensweg des Mannes, erst vom Mann wird er unterworfen und leidet an seiner Unterlegenheit. Im Patriarchat ist der Mann ein Dienender Zeit seines Lebens. Er dient Gott, den er an seinen Himmel projiziert hat. Er opfert sein Leben für Führer, Volk und Vaterland, reibt sich für Ideologien, Religionen, Fanatismen aller Art auf und dient diesen bis in den sicheren Tod. Er dient beim Heer und dient als Beamter; er geht in den Dienst und entzieht der sozialen Gruppe einen mehr oder weniger großen Teil seiner Energie, weil es das patriarchale Gesetz der geschlechtlichen Arbeitsteilung so will. Um mit der gleichen Selbstverständlichkeit dem Leben zu dienen, muß er seinen Machtauspruch aufgeben.“ (S. 330)

Und damit gelangt die Autorin zur Therapie jener schweren „Kulturneurose der modernen Menschheit, (... die) durch das eindimensionale männliche Denken verursacht worden (ist).“ (S. 325) Sie fordert von den Männern, daß sie „endlich die Gewalt-Komponente ihrer Sexualität aufarbeiten und aus der Welt schaffen.“ (S. 306) das kann jedoch nur gelingen, wenn sie sich mit dem Umstand auseinandersetzen, daß ihr Verhalten nicht nur vom Verstand bestimmt, „sondern ebenso von tief verdrängten, unbewußten Mechanismen gesteuert wird. Solange die Abhängigkeit von biologischen Prägungen und instinktiven Reaktionen gelegnet wird, verfestigt sich die Verdrängung, mit der die Patriarchatskultur das Phänomen der männlichen Gewalt ausgeblendet hat. Prägungen und Instinkte müssen bewußt gemacht und Wege zur Verarbeitung des Unbewußten durch Lernen und Veränderung des sozialen Umfelds aufgezeigt werden.“ (S. 323)

Ohne männlichen Gewalt- und Machtverzicht ist ein Überleben der Menschheit undenkbar. „Denn es gibt keine Spezies, in der die Interessen des Männlichen Vorrang haben vor den Interessen des Lebens.“ (S. 312)

Für Frauen sieht Gerda Weiler nur dann eine Zukunftsperspektive, wenn sie sich endlich mit dem eigenen Geschlecht solidarisch erklären. In Anlehnung an Luisa Muraro und Luce Irigaray fordert sie die Solidarität zwischen Müttern und Töchtern, Schwiegermüttern und Schwiegertöchtern; denn: „Noch immer krankt das Bewußtsein der Frauen daran, daß sie – die Frauen selbst – weiblicher Arbeit, weiblichen Ideen und besonders der Leistung der Mutter Anerkennung und Liebe versagen, weil sie durch Tradition und Erziehung indoktriniert sind, allein die Leistungen der Väter hochzuschätzen.“ (S. 328)

Zum Glück bleibt Gerda Weiler in kritischer Distanz zu harmonisierenden und daher allzu häufig leichtfertigen Utopien, wie sie uns beispielsweise in den Werken der Amerikanerinnen Marilyn Ferguson und Riane Eisler begegnen. Zu recht mißtraut sie fertigen Ideengebäuden, die wissen wollen, wie die Zukunft zu sein hat. Was ihr bleibt, ist die Hoffnung, daß auch die kulturelle Evolution noch etwas mit dem patriarchalen Chaos anfangen kann.

Mit diesem letzten Buch hat uns die inzwischen verstorbene Autorin ein großartiges Werk hinterlassen, das geeignet ist, Frauen durch Jahrtausende hindurch wieder sichtbar werden zu lassen und auf diesem Wege weibliches Selbstwertgefühl zu stärken.



SCRIPT - Zeitschrift für Frau, Literatur, Wissenschaft im alpen - adriatischen Raum,

Nr. 7 Mai 1995 - Wahnsinnswieber

Rotraud von Kulesa

Auf der häufig geschlossenen Analogie von Frauen zum Wahnsinn basiert das Thema des neuen Skript - Heftes mit dem Titel *Wahnsinnswieber*.

Das recht aufwendig gestaltete Heft bietet literaturtheoretische Texte zu Lacan (Ulrike Kadi), zu Christa Wolfs *Kassandra* (Andrea Holenstein), zu Mary Shelley und ihrem *Frankenstein* (Eva Burkhard), zu Frauen und Wahnsinn im englischsprachigen Roman von der 'gothic novel' bis zur Gegenwart (Tine Plisch) sowie über Toni Morrison im Wahnsinn der Afro - Amerikanischen Literatur (Maya Hostetter). Des weiteren enthält das Heft sehr interessante Beiträge zu weniger bekannten Schriftstellerinnen aus der deutsch- und französischsprachigen modernen Literatur, so zu Unica Zürn und ihrer Beziehung

zum französischen Surrealismus (Kathrin Glosch), zur Darstellung psychischer Phänomene in Texten von Ingeborg Bachmann, Anne Duden, Monika Maron und Maria Erlenberger (Christine Kanz), zu Gertrud Winkler (Liliane Studer), zu den mythischen Räumen bei Marie Redonnet (Natascha Ueckmann) sowie zu dem Roman *La grotte éclatée* von Yamina Mechakra, der die Situation der Frauen in Algerien veranschaulicht (Beate Bechter). Außerdem finden sich eine Reihe von Kurzprosa zum Thema Frau und Wahnsinn sowie eine Rubrik mit Rezensionen.

Zu beziehen ist SCRIPT unter folgender Adresse:

SCRIPT Postfach 15 A-9022 Klagenfurt ISBN 1024-5405 Jahresabo zum Preis von DM 15,-



Brief an die Redaktion

Bei der Durchsicht Ihrer Publikation 1/95 stieß ich auf den überaus informativen Artikel von Annette Schlichter *Frauen Wahnsinn Wahnsinns/Frauen*, eine differenzierte Auseinandersetzung mit dem von Luise Pusch/Sibylle Duda herausgegebenen Band *WahnsinnsFrauen*. Eine kritische Auseinandersetzung, die mein Unbehagen während der Pusch-Duda-Lektüre auf den Punkt brachte. Mit Erstaunen registrierte ich beim Umblättern die postwendende Replik der kritisierten Autorin Pusch - eine Gegenrede, noch bevor der Text von A. Schlichter publiziert wurde? [Mit Einverständnis von A. Schlichter wurde der Text L. Pusch vorgelegt. Anm. der Red.]

Luise Pusch ist bekannt als scharfsinnige, wortgewandte Beobachterin, Wissenschaftlerin und Autorin. Daß sie ihre Schärfe und Wortgewandtheit nunmehr in den Dienst einer Polemik stellt, die ohne Argumente Kompetenz exerzieren will, kam – vielleicht nicht nur für mich – gelinde gesagt: überraschend.

„Streng, aber ungerecht“ - eine Überschrift spricht für sich, schnell selbstredend zurück auf Luise Pusch, Sprachwissenschaftlerin und Feministin, kippt

zum Psycho-Soziogramm einer Autorin, die sich blind und wütig verteidigt. Verteidigt gegen Kritik aus den eigenen Reihen, gegen die Kritik einer Literaturwissenschaftlerin und Feministin.

Mit goliatischem Impetus zimmert sich Pusch ihr eigenes Podest, positioniert sich obenauf als erfahrene Kämpferin in Sachen Feminismus, eine wahrhaft-wahrhaftige Politische mitten unter den verschwesterten Opfern des Patriarchats. Luise Pusch bezieht Position, entwirft sich mit verbissener Saloppheit als Vorbild-Feministin und zückt die spitze Feder - erinnern wir uns an die Analogie pen/Penis, erinnern wir uns, daß Polemik nicht zuletzt Federkrieg bedeutet.

Luise Pusch sticht zu, kraft ihrer Autorität, im Namen der guten Sache. Stichelt auf eine Wissenschaftlerin, die sie gleichzeitig als „Denkerin, die so dem Differenzieren verpflichtet scheint“ bezeichnet. Und Puschs US-amerikanische Freundinnen und die Heilbronner Frauenveranstaltungsbesucherinnen, wiegen sich -- gleich dem Chor einer griechischen Tragödie -- bejahend, lachend im Hintergrund. Wenn Federn töten könnten...

Luise Puschs spitze Worte wollen unter die Gürtellinie treffen. Immer wieder. Ohne hinzusehen auf wen oder was nun eigentlich eingestochen wird. Ein kritischer Artikel samt Verfasserin werden Zielscheibe von Wut und Abwehrmechanismen, die sich gegen neuere, andere feministische Ansätze richten, gegen Theorien, die Luise Pusch bewußt „links liegen“ läßt, leichtfertig als „modisch“ und nachgerade unpolitische abtut. Wie es, trotz der festgeschriebenen Ignoranz gegenüber der verpönten Lektüre, möglich ist, Annette Schlichter einen „naiven Glauben“ zu attestieren und sie als Butler-Epigonin zu titulieren, bleibt bestenfalls eine Frage am Rande.

Theorien kommen und gehen, der wahre Feminismus überlebt, beharrt die Polemisierende bar jeder Beweiskraft. Und übersieht, daß die von ihr übermütig als *deconstruction hype* und Modeerscheinung denunzierte Praxis und Theorie der Dekonstruktion nicht erst seit gestern in Gehirnen und Universitäten wirken. Der Preis für die beharrliche Weigerung, andere Ansätze als die eigenen ernstzunehmen, ist hoch. Wer stehen bleibt, wird überrollt. Unweigerlich. Spätestens wenn eine neue Generation von Wissenschaftlerinnen die Perspektiven verschiebt und andere Fragen stellt.

Daß ein Feminismus Puschscher Prägung, der sich vor Jahren aufgemacht hat, Leidens- in Siegerinnengeschichten umzuschreiben, die patriarchale Tagesordnung zu zerwirbeln vermag, bleibt unbestritten. Undifferenziert auf dif-

ferenzierte feministische Analysen einzudreschen, ist jedoch kaum sachdienlich. Daß Luise Pusch nicht in der Lage ist, sich mit der fundierten Kritik Schlichters sachlich und argumentativ auseinanderzusetzen, läßt sich bei aller Gutwilligkeit nicht einmal mehr unter der Rubrik „verpaßte Chancen“ verbuchen. Angesichts der manifesten Leerstellen zwischen unterschiedlichen feministischen Positionen wäre eine produktive Diskussion bestimmt auch im Sinne möglicher Rezipientinnen gewesen.

Michaela Lechner